

# Regionalismus – Nationalismus: Neue Zugänge<sup>1</sup>

*Pieter M. Judson*

Meine sehr geehrten Damen und Herren. Ich bin ein begeisterter Verehrer von „Geschichte und Region/Storia e regione“, und von den Historikerinnen und Historikern die dazu beigetragen haben, dieser Zeitschrift einen verdienten Weltruf von höchsten Qualität zu verschaffen. Eigentlich fällt es mir schwer zu verstehen, warum eine Gruppe Historiker, die selber so viel Weltkluges zur Frage „Region und Nation“ beigetragen hat, ausgerechnet mich einladen wollte, zu diesen Themen zu reden. Denn vor allem zur Frage „Region“ kann ich Ihnen leider wenig Neues erzählen. Anregungen wie die Ihrige bieten uns Historikern, die bei weitem intellektuell klarste Rechtfertigung des Studiums der regionalen Geschichte, die ich kenne. Im letzten Jahrzehnt veröffentlichte „Geschichte und Region“ beispielhafte Arbeiten, die schön nachdenklich zwischen den Gefahren der Essentialisierung der Region (egal wie Region definiert wird) und der Essentialisierung der Nation steuerten.

Ich habe aber schon Meinungen zur Frage „neue Anregungen, neue Ansätze zum Thema Nationalismus“, die ich Ihnen erklären kann, aber hier rede ich nicht ohne eine gewisse Zurückhaltung. Denn ich gehöre von der Vorliebe und von der Begabung her eher zu denen, die sich viel lieber mit Geschichten von und über Menschen befassen, als zu denen die sich mit rein theoretischen Fragen beschäftigen. Ich fange eigentlich nie gern mit der abstrakten Theorie an, und finde die Theorie an und für sich sogar uninteressant, wenn sie nicht in einem Kontext von bestimmten Geschichten besprochen wird. Immer wieder zerstört die Theorie die Verflochtenheit der sozialen Beziehungen in den Geschichten. Mit der Theorie anzufangen, statt mit ihr zu schließen, scheint mir ein klares Zeichen des Misserfolges des Sozialwissenschaftlers zu sein. Natürlich mache ich Gebrauch von der Theorie, natürlich versuche ich in meiner eigenen Arbeit neue Theorien zu entwickeln. Auch wähle ich in meinen Untersuchungen gerade jene Geschichten aus, die mir helfen werden, historische Fragen zu beantworten, die ich persönlich für wichtig halte. Aber glauben Sie mir eines meine Damen und Herren: Ich würde Ihnen viel lieber ein

1 Festvortrag anlässlich „10 Jahre Geschichte und Region/Storia e regione“ in Bozen am 10. Mai 2002.

paar Geschichten aus meinen Forschungen erzählen, als Ihnen über die vielversprechendsten theoretischen Neuigkeiten in unserem Fach zu berichten.

Ich persönlich wollte niemals Nationalismusforscher werden. Als ich damals 1982 anfang, die liberalen Bewegungen in der österreichischen Reichshälfte zu untersuchen, versprach ich mir selbst, nie den Fehler zu machen, den so viele Historiker vor mir gemacht hatten, und zwar den Nationalismus als wichtigstes Thema der Geschichte der Monarchie zu handeln. Das Thema Nationalismus schien mir damals eine trockene, langweilige intellektuelle Sackgasse zu sein, so etwas wie die „Drei-Lager-Theorie“ der heutigen österreichischen Politik. Das waren Fragen, die nur ganz alte Greise wahrnahmen, Fragen deren Untersuchung dem Historiker keine Möglichkeiten des Neu-Denkens, des Entdeckens boten. Jetzt aber, nach zwanzig Jahren Nationalismus-Forschung, kommt es mir manchmal so vor, als wäre ich einfach nicht fähig, dem Nationalismus zu entkommen! Wie löse ich dieses Paradox? Ich beschäftige mich mit dem Nationalismus, um seine Bedeutung und seinen Einfluss zu schmälern, um Wege zu schaffen, die es uns ermöglichen, jenseits der Grenze der scheinbar unvermeidlichen Logik des Nationalismus, denken zu können. Ich möchte die Logik dieses diskursiven Gefängnisses, dessen logischer Untersatz uns Sozialwissenschaftler mehr als ein Jahrhundert in Gefangenschaft gehalten hat, zerstören. Und nicht nur dieser Diskurs muss in Frage gestellt werden, sondern der ganze Begriff von Nation, die Idee, dass es sie überhaupt gibt, dass die Nation einen einheitlichen, zusammenhängenden Forschungsgegenstand darstellt.

Die Wissenschaft befände sich in einem viel bessern Zustand ohne den bezaubernden Begriff „Nation“. (Und ohne „Nationen“ würden wir sicher den Begriff „Region“ auch ganz anders verstehen). Wir wären sicher besser dran, wenn wir zumindest den Begriff „Nation“ weniger ernst nehmen würden. Selten wurde dieser Begriff benutzt, ohne dass dabei irgendein politisches Programm implizit befördert wurde, und solche Programme sollten wir Wissenschaftler aus Prinzip zurückweisen. Nur weil Nationalisten es geschafft haben, unserer Gesellschaft ihre Weltanschauung aufzudrängen, sehen wir uns gezwungen, diese Weltanschauung immer wieder zu bestätigen, indem wir die Welt anhand nationalistischer Begriffe wie „Nation“ wahrnehmen? Wenn wir überhaupt etwas gelernt haben nach dem „Hinscheiden der Moderne“ mit seinen Projekten der nationalen, rassischen, und geschlechtlichen Kategorisierung und Homogenisierung (hier beziehe ich mich vor allem auf Zygmunt Baumann), müssten wir die völlig Zwecklosigkeit des nationalen Projektes, des Versuches echte Nationen zu konstruieren, klar verstehen.

Egal welche Gestalt die Nation annimmt, ob staatsrechtlich oder ob grausam rassistisch definiert, gehört es nicht zu unserer Aufgabe als Sozialwissenschaftler, diesen Begriff zu stärken. Denn auch in seiner wohlthuendsten Form, fesselt die Nation die Freiheit und das Selbstverständnis des Menschen. Der Glaube, dass jeder Mensch einer Nation angehört, nimmt eine normalisierende Funktion an, und verbaut uns die Möglichkeit, uns eine Welt ohne Nation vorzustellen, auch wenn diese „nationslose“ Welt gar nicht so weit in unserer gemeinsamen historischen Vergangenheit zurückliegt. Die Unmöglichkeit jenseits von „Nation“ zu denken, deckt sich mit der Unmöglichkeit außerhalb der geschlechtlichen/gesellschaftlichen Rollen zu denken. Von diesen Rollen wird auch immer behauptet, sie seien von der Natur her bestimmt. Die normalisierende Verweisung auf eine imaginäre biologische Wahrheit, egal wie sie genau definiert wird (und jeder definiert sie für sich sowieso anders), wird als Grundprinzip unserer sozialen Normen kaum in Frage gestellt. Diese Grundkategorien unseres Selbstverständnisses haben wir geerbt, und wir schaffen sogar neue Formen, bevor wir sie dann weiterleiten. Wir meinen aber, sie stammten aus unveränderlichen Prinzipien der Natur, und stünden als solche außerhalb der historischen Entwicklung. Genauso wird mit der Nation argumentiert. Die Nation scheint fast alles zu bestimmen, auch wenn ihre Definition ständig geändert wird. Schaffen wir es je, jenseits dieses intellektuellen Gefängnisses denken zu können?

Die hier vorgebrachte Klage ist nicht neu, sondern eigentlich ganz alt. Seitdem es „Nationen“ gibt, gibt es auch Menschen, die sich weigern „national“ zu werden. Und manche, die doch „national“ wurden, taten es nur, um die genaue Definition des „Nationalenseins“ in ihrem Sinn zu ändern. Sie entzogen sich einer genauen Definition von „Deutschsein“ oder „Französischsein“. Sie nahmen das „Nationalsein“ eher als politische Strategie wahr, und nicht als gegebene Tatsache. Sie behandelten diese Frage nicht innerhalb der Logik der Selbstdarstellung der Nation, die die Definition von „Nation“ als fix voraussetzt, sondern behandelten das „Nationalsein“ als funktionale politische Strategie. Historiker, die diese Kontingenz, diese Unbeständigkeit der nationalen Ideologie wahrnehmen, befinden sich schon auf dem schwierigen Weg, jenseits der Nation zu denken. Aber die meisten Historiker folgen diesem Weg nur bis zu einem bestimmten Punkt. Sozialwissenschaftler sind heute oft bereit, die ideologische Behauptungen des Nationalismus zu verwerfen, aber sie sind bei weitem noch nicht bereit, den nächsten und logischen Schritt zu machen und auch die Nation aufzugeben.

Hier möchte ich umschalten und eine kleine Geschichte aus der Geschichte der Sexualität erzählen, die meine Position zur Nationalismus-

Theorie hoffentlich klar machen wird: Regionale Zeitungen in Le Charente-Inférieure berichteten ihren Lesern im Juli 1860 von einem seltsamen, rätselhaften Vorfall. Es stellte sich heraus, dass eine fromme junge Frau, die als Schullehrerin in der Gegend tätig war, eigentlich ein Mann war. Ein Landarzt, der die junge Frau zufällig wegen einer Krankheit untersuchte, merkte sofort den ursprünglichen „Fehler in der Kategorisierens“. Sofort wurde diese Frau vom Staat durch die gesetzlichen Bemühungen der örtlichen Beamten zum Mann erklärt, oder besser gesagt, in einen Staatsbürger umgewandelt. Die ursprüngliche „Verwirrung“ der Identität wurde jahrelang, so sagte man damals, durch die christliche Frömmigkeit der jungen Frau hinausgezögert. Sie hatte einfach nichts davon geahnt. Laut einer Zeitung hatte diese Frau ihr Leben „in völliger Unwissenheit über sich selbst“ geführt. Oder, wie es eine zweite Zeitung zum Ausdruck brachte, „der Fehler wurde hinausgezögert, weil eine fromme und bescheidene Erziehung den einzelnen in ehrenvoller Unwissenheit hält.“ Immerhin wurde „Herculine Alexina Barbin“ mit 21 Jahren zum „Abel Barbin“. Dank der naturwissenschaftlichen Bemühungen der Experten, und dank des Beamtentums nahm „Herculine“, die ihre eigene authentische Identität nicht gekannt habe, jetzt eine äußerliche Form an, die ihrem inneren Wesen als „Abel“ entsprach.

Die Memoiren dieser unglücklichen Person wurden ursprünglich von August Tardieu herausgebracht und dann später, wie viele von Ihnen schon wissen, nochmals von Michel Foucault. In seinem Kommentar zu dieser Geschichte behauptete Foucault, dass das Aufkommen eines umfassenden binären Verständnisses des Geschlechtswesens, Mann/Frau, männlich/weiblich, einen Fall von Hermaphroditismus zu einer Sache der Unmöglichkeit machte. Es war nicht mehr möglich, sich einen Menschen vorzustellen, der außerhalb dieses universellen Systems stand. Natürlich gab es immer noch Menschen, die nicht gut in die gesellschaftlichen Kategorien männlich/weiblich passten, und sich auch nicht leicht in die biologischen Kategorien Mann/Weib einreihen ließen. Das moderne Verständnis, das keinen Platz für solche „Zwischen-Menschen“ einräumte, musste verneinen, dass sie überhaupt existierten. Entweder mussten solche Zwischen-Menschen in die eine oder in die andere Kategorie eingereiht werden, oder sie mussten von der Gesellschaft entfernt werden. Die grundsätzliche Zweideutigkeit solcher Menschen war gleichzeitig unerträglich und unmöglich. Hier erkennen wir auch die moderne Logik der Nation, die, würde man sie weiter in eine extreme Richtung verfolgen, sogar zu einem Holocaust führen könnte.

Hier erkennen wir an einem individuellen Schicksal die ganz persönliche Tragödie eines Zwischen-Menschen. Barbin fing ihr Leben als Frau an

und beendete es als Mann. Aber die ganze Zeit blieb sie, war sie, die gleiche Person, und diese Tatsache wurde zu ihrer persönlichen Katastrophe. Aus den Memoiren geht übrigens klar hervor, wie sich Herculine Barbin selber verstanden hat, wie sie ihre eigene Identität betrachtete. Sie war für sich selber ohne Frage eine Frau. Aber beide Instanzen, die Wissenschaft und der Staat, bestanden darauf, dass sie ihre täuschende Weiblichkeit aufgeben und, dass sie die völlig fremde Welt des Mannes betreten müsse. Früher hätte sie als Frau in der Gesellschaft weiterleben dürfen, weil man den Hermaphrodit als übliches, wenn auch seltsam und bizarres Natur-Phänomen betrachtet hatte. In der traditionsreichen Welt des Dorfes hätte sie vielleicht so weiterleben können. In der Welt der Nationen und der Geschlechtertrennung aber konnte so etwas nicht geduldet werden.

Der Hermaphrodit als immer wiederkehrendes Phänomen ist eigentlich ein „natürliches“ Wesen. Eine Welt, die an binäre, geschlechtsspezifische soziale Rollen glaubt, hat aber keinen Platz für solche Wesen. Für die Wissenschaft und für den Staat stellte Barbins Körper ein Rätsel dar, das gelöst werden konnte und musste. Barbins „wirkliches, echtes Geschlecht“ wie Foucault es nennt, ihre authentische innere Natur, konnte schließlich nur durch die wissenschaftliche Forschung festgestellt werden.

Die Erforschung des Körpers muss, der modernen Wissenschaft und dem Gesetz nach, letztlich mindestens ein Merkmal auffinden, das die authentische geschlechtliche Identität des Individuums ohne Zweifel feststellt. Nach Foucault gibt dieser „totalisierende“ Diskurs der modernen Wissenschaften der Geschichte sein tragisches Ende – den Selbstmord des Barbins –, dem die Geschichte ihre besondere Resonanz unter dem breiteren Publikum verdankt. Nach Foucault gibt es keine andere Wahl für Barbin in Anbetracht der totalisierenden Macht des modernen Diskurses der Wissenschaft. Die Wissenschaft hat ihre authentische Identität herausgefunden: was kann sie dagegen tun?

Ich bin hier mit Foucault aber nicht völlig einer Meinung, obwohl seine Schlüsse aufschlussreich sind. Hier muss weitergeforscht werden, um zum Beispiel verstehen zu können, wie Menschen 1860 in Anbetracht ihrer eigenen örtlichen Verhältnisse, Beziehungen, ihres Glaubens, ihrer Erfahrungen die Geschichte interpretiert haben. Zwar verkörperten Arzt und Beamter eine gewisse soziale Autorität, aber werden deren Expertenmeinungen vom Publikum geteilt, ja überhaupt verstanden? Wie die Bevölkerung der Charente diese Geschichte versteht, die Erklärung, warum eine Frau plötzlich zum Mann erklärt wird, die Reaktion der Öffentlichkeit muss nicht unbedingt etwas mit den ärztlichen Untersu-

chungen und rechtlichen Einordnungen zu tun haben. Die Diskurse haben in ihrem Umfeld Ausschließlichkeitscharakter, aber sie werden beispielsweise im Dorf nicht so aufgenommen, wie sie in der Großstadt aufgenommen werden. Jeder bringt etwas anderes zu seinem Verständnis des Diskurses ein. Der Diskurs kann auch im Sinn von örtlicher Tradition, Mythologie und lokale Umstände aufgenommen/verstanden werden.

Überlegen wir, welche Schlüsse der Zeitgenosse aus dieser Geschichte möglicherweise gezogen hätte. Er hätte nach reiflicher Überlegung vielleicht zu dem Schluss kommen können, dass die angeblich universellen Geschlechtskategorien „Mann“ und „Frau“ eigentlich nicht universell sind, und nicht alle menschlichen Phänomene umfassen. Aber dieser Schluss hat der Zeitgenosse nicht gezogen. Andererseits hat er sicher auch nicht gedacht, „Aha, die umfassende Wissenschaft hat ein kompliziertes Rätsel gelöst, und die echte geschlechtliche Identität des scheinbaren Hermaphroditen festgestellt“, wie Foucault die Geschichte erklärt. Das Publikum hat diese seltsame Geschichte vor allem genossen, und es hat den Ausgang für moralisch richtig gehalten, denn wie bei vielen Traditionen, ob volkloristisch oder historisch, hat das Ende der Geschichte ein wohltuendes Gleichgewicht in der Welt wiederhergestellt. Barbins Eintritt in die Welt der staatsbürgerlichen Tugend als Mann wurde auch als Beispiel einer wichtigen lokalen Berühmtheit gesehen. Wie eine regionale Zeitung es zum Ausdruck brachte: „Diese Geschichte wird dem Barbin Hochachtung und Interesse von allen die ihn kennen, einbringen.“ Es scheint mir aber weniger wahrscheinlich, dass sich der Schmied und der Bäcker in dieser Diskussion dahingehend geäußert haben, dass es wichtig war, die binäre diskursive Kategorie des Geschlechts aufrecht zu erhalten.

Diese Geschichte bietet vielseitigen Anlass zur Dekonstruktion von Kategorien wie Nation oder Geschlecht, und regt an, überhaupt jenseits dieser Kategorien zu denken. Erstens lässt sich Foucaults eigene Strategie beobachten: Man sucht in den Berichten disjunctive Momente, die zustande kommen, wenn die Behauptungen des Diskurses den erlebten Situationen nicht entsprechen. Wo sich in den Berichten Widersprüche ergeben, die an der Oberfläche nicht leicht zu erkennen sind, wird die Allgemeingültigkeit des Diskurses in Frage gestellt.

Eine zweite Strategie zur Dekonstruierung des Diskurses oder der Kategorie scheint mir auch möglich. Statt die Allgemeingültigkeit des Diskurses von Anfang an anzunehmen, stellt man das Ganze in Frage, indem man behauptet, der Diskurs sei nur als Form zu verstehen, worin viele, oft einander widersprechende Meinungen in Konflikt stehen, Meinungen, die oft nur eine ganz spezifische lokale Bedeutung haben. Anstatt

den Diskurs sollte der Sozialwissenschaftler die Art und Weise, in der Individuen und Gruppen die Diskurse für ihre eigenen Zwecke anpassen, ausnützen und dadurch auch verändern, analysieren.

Jedes Mal, wenn ich die Geschichte Herculine Barbins unterrichte, werden meine Gedanken in eine seltsame Richtung gelenkt: Ich denke an die Mährer die sich, nach dem Mährischen Ausgleich von 1905 entweder als Mitglied der Deutschen oder der Tschechischen Nation einschreiben mussten. Wie für Herculine Barbin entsprachen ihre politischen Optionsrechte gar nicht ihrem eigenen subtilen Selbstverständnis der Identität, entsprachen nicht der Möglichkeit nicht national, utraquistisch, oder sogar mährisch zu sein. Um den politischen Nationalitätenzweiss zu lindern (und auch um die sozialistische Herausforderungen gegen das privilegierte Wahlsystem zu verhindern) wurde durch den Mährischen Ausgleich die Idee der Nation weitgehend legitimiert. Selbst die radikalsten Nationalisten hätten nie soviel von ihrem bedeutsamsten Programm in Kraft setzen können, wie dieser Ausgleich mit einem Schlag getan hat. In Fragen der Politik, in Fragen der Schule, in Fragen des gesellschaftlichen Lebens überhaupt, war die Wahl nicht national zu sein, regional zu bleiben, oder sogar mährisch zu sein, nicht mehr gegeben.

Es scheint im Nachhinein überraschend und kaum vorstellbar, dass der antinationale österreichische Staat ein System in Mähren legitimiert, das offen die Behauptungen der politischen Nationalisten anerkannt hat. Dies überrascht umso mehr, als es schwer vorstellbar ist, dass alle oder die meisten Mährer 1905 bereits eine nationale Identität für sich entwickelt hatten, schon gar nicht in dem Maß, wie es von den nationalistischen Parteien behauptet wurde. Dieser Ausgleich ist ein historisches Ereignis, bei dem sich eine universale Kategorie – hier die Nation – den vorhandenen politischen Raum besetzt hat. Die Tatsache, dass so viele Mährer – bis 1945! – vor Gericht erschienen, um zu beweisen, dass sie nicht der Nationalität angehörten, der sie gesetzlich zugerechnet worden waren, zeigt einen fortdauernden Unwillen, sich selber als „national“ zu verstehen.

Wenn aber andere Identitäten, nicht nationale Identitäten überflüssig gemacht werden, oder nicht mehr anerkannt werden, hören sie dann auf als individuelle Strategie der Selbsteinordnung in der Welt zu bestehen? Wenn der politische Raum für nicht nationale Identitäten verschwindet, verschwinden diese Identitäten dann zwangsläufig? Und wenn sie weiter bestehen, wie finden wir sie, wie graben wir sie aus? Existieren sie noch außerhalb des herrschenden Diskurses an der Grenze des Vorstellbaren? Oder bestreiten sie, beeinflussen sie die örtlich bedingten Bedeutungen von breiten Kategorien der nationalen Identität wie „deutsch“ oder „tsche-

chisch“? Wir wissen, dass in manchen Situationen andere, nicht nationale Formen von Identität wichtig bleiben. Individuen und Gruppen finden Kontakt mit angeblich feindlichen Nationen immer noch wertvoll, obwohl die nationalistische Ideologie sie verwirft. Ein Beispiel von vielen möglichen Beispielen dafür ist der sogenannte Kindertausch in Böhmen und Mähren, der bis 1938 praktiziert wurde. Es ging um das Tauschen von Kindern zwischen verschiedenen Dörfern, damit die Kinder beide Landessprachen lernen konnten. Tschechische und deutsche Nationalisten in der Monarchie und in der ersten Tschechoslovakischen Republik kämpften beide hart, aber erfolglos gegen diese Tradition. Nach der Logik der Nation müsste uns der Kindertausch rätselhaft vorkommen, vielleicht als archaisches Überbleibsel der vormodernen Zeit. Aber was ist eigentlich moderner als der Wunsch, die nächste Generation auf das wirtschaftliche Leben in einer zweisprachigen Region vorzubereiten?

Ein Weg, um der allumfassenden Nation zu entkommen, ist für den Historiker das Ausgraben von genau solchen, nicht nationalen Identitäten. Aber im Endeffekt geht es weniger darum, nicht nationale Weltanschauungen zu retten, sondern zu verstehen, wie die vielen nicht nationalen Formen der Identität die Bedeutung des Nationalismus in ihrem Sinn veränderten. Wenn nationalistische Diskurse den vorhandenen Raum für sich annektierten, wie haben dann Nicht-Nationalisten versucht diese neue Weltanschauung für sich zu nutzen?

Um die Wechselwirkung zwischen der ideologischen, fast inhaltsleeren Form des Nationalismus und die verschiedenen, oft widersprüchlichen lokalen Ausprägungen dieser Form verstehen zu können, muss die Nationalismusforschung von zwei wichtigen methodischen Ansätzen ausgehen: Erstens müssen wir endlich aufhören so zu tun, als stelle die Nation, auch heutzutage, etwas Echtes dar. Zweitens müssen wir aufhören so zu tun, als habe nationalistische Ideologie einen stringenten Inhalt. Wir müssen den Nationalismus als politische Strategie verstehen, eine Strategie die ein breites Feld oder einen Schauplatz für kämpfende Weltanschauungen anbietet, aber als weder in sich abgeschlossen noch als einmalig verstanden werden kann. Der Nationalismus bildet keine übereinstimmende Ideologie, sondern ein ideologisches Feld, wo sich viele Konflikte – lokale, regionale, staatliche – abspielen können.

Also bietet uns Historikern das Beispiel des Hermaphroditen im 19. Jahrhundert doch eine Lösung der Frage, wie man nicht national denken könnte. Das faszinierende Beispiel stellt zwei wichtige disjunktive Momente nebeneinander: Erstens wie gesellschaftliche Wesen, Menschen, die Welt erfahren, und zweitens wie die Welt durch wissenschaftliche und

politische Kategorien verstanden wird, Kategorien die darauf Anspruch erheben, die Grenzen des Möglichen, die Grenzen des Imaginären, darzustellen. Solche disjunktive Momente müssen wir Historiker aufspüren, wenn wir die Welt des Nationalen erfolgreich analysieren wollen.

Das allmähliche Verschwinden der nicht nationalen Identitäten in der Öffentlichkeit, bildet einen wichtigen Teil der Geschichte der letzten Jahre der Habsburger Monarchie und das ist nur ein Beispiel. Die meisten Nationalismus-Theorien können diesen Vorgang aber nicht erklären. Das heißt, sie erklären den Vorgang, aber teleologisch, als historische Notwendigkeit. Wie genau dieser Vorgang funktionierte, wie Individuen ihn im täglichen Leben erlebten, die disjunktiven Momente, das nimmt die Theorie kaum in den Blick. Gerade weil die Nationalismus-Theorie der Nation eine privilegierte Stellung einräumt, ist sie unfähig dazu, die persönliche Wahl „nicht national“ zu bleiben, zu fassen. Weltanschauungen, die die Existenz der Nation voraussetzen, löschen einfach den theoretischen Raum aus, wo nicht nationale Identitätsformen gefunden werden können. Natürlich können die verschiedensten Formen von Identität neben der Nationalidentität weiter existieren, und öfters, wie Historiker die sich mit regionalen Geschichten befassen, wissen, sind nicht nationale Identitäten viel wichtiger als nationale. Aber die Theorie wird solche Fälle als unnatürlich, nicht modern, oder als Überbleibsel traditioneller Gesellschaften einordnen. Wenn Sie mich also bitten, neue Ansätze zum Thema „Nation“ zu besprechen, möchte ich gerade die neuen Ansätze in den Blick nehmen, die uns helfen, außerhalb dieser Kategorien zu denken.

Als Amerikaner bin ich zum Beispiel sehr sensibel in Bezug auf die Ansprüche der Kategorie „Rasse“. Diese Kategorie spielt noch heute eine große Rolle in der amerikanischen Gesellschaft und für ihre Sozialpolitik, obwohl sie eigentlich keinem historisch echten Phänomen entspricht. Amerikaner sind von diesem Begriff besessen, und sie glauben, dass er etwas Echtem entspricht. Aber keiner kann diesen Begriff genau definieren, geschweige denn beschreiben. Wir glauben, dass wir dieses Phänomen erkennen, wenn wir es vor Augen haben, genau wie der Arzt, der das Geheimnis von Herculine Barbins richtiger geschlechtlicher Identität entdeckte und feststellte. Eigentlich charakterisiert eine überwältigende Mischung von verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen die amerikanische Geschichte. Aber komischerweise gehen wir vom Gegenteil aus, nämlich dass wir aus historisch ganz getrennten und verschiedenen Rassen bestehen. Selbst Sozialwissenschaftler des Multikulturalismus, des Hybridismus (in der Karibik) gehen von der Wirklichkeit der Rasse aus, und reden erst nachher von Mischgesellschaften. Die Macht des Rassismus in

der USA bestreite ich nicht. Sie ist echt.

Das gleiche kann auch vom Verhältnis zwischen Nation und Nationalismus behauptet werden. Auch wenn ich die Nation als etwas nur Imaginäres ablehne, kann ich die Macht, die Wirklichkeit des Nationalismus kaum bestreiten. Der Nationalismus, wie der Rassismus, ist ein furchtbar echtes Phänomen, ein Phänomen, das nicht im Verborgenen bleibt, auch wenn es keine Nationen gibt. Historiker sollten aufhören zu fragen „Was ist eine Nation?“, der klassische Anfang seit Renan der meisten theoretischen Studien. Statt dessen sollten sie die Frage stellen „Was ist der Nationalismus?“ oder „Wie und warum funktioniert der Nationalismus?“.

Der Soziologe Rogers Brubaker vergleicht in seinem Buch „Nationalism Reframed“ die Theorieentwicklungen zur Klassenanalyse mit den Theorien über die Nation. Er stellt fest, wie stark sich theoretische Ansätze zur „Klasse“ in den letzten Jahrzehnten geändert haben, im krassen Gegensatz zur Theorie der „Nation.“

Tatsächlich ist die Arbeiterklasse – verstanden als substantives, echtes Wesen oder Gemeinschaft – großteils als Objekt der wissenschaftlichen Analyse aufgelöst worden. Sie wurde von empirischen und theoretischen Forschungen in Frage gestellt. Die (heutigen) Untersuchungen zur Klasse als kulturelles und politisches Idiom, als Erscheinungsform des Konfliktes, scheinen wesentlich und lebendig, und nicht mehr vom Glauben an Klasse als echtes, bleibendes Phänomen belastet zu sein. (Brubaker, 1996, 13 f.)

Eine solche Entwicklung wurde von der Theorie der Nation noch nicht vollzogen. Wie schon erwähnt, fangen viele Nationalismus-Studien immer noch mit der scheinbar „unschuldigen“ Frage an, „Was ist eine Nation?“. Diese Frage hält den normalisierenden Glauben im voraus für wahr, dass es überhaupt Nationen gibt, dass es ein globales System von Nationalstaaten geben soll (Afghanistan, Iraq, usw.). Nach Brubaker sind die sogenannten „Konstruktivisten“ und die „Essentialisten“ beide, wenn auch auf ganz verschiedene Weise, von der Idee der Nation befangen. Beide verwechseln Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse. Beide nehmen eine Kategorie der nationalistischen Praxis – die Annahme Nationen seien echte Gemeinschaften –, als Ausgangspunkt ihrer Nationalismustheorien. Für die Essentialisten *sind* Nationen echte Gemeinschaften. Für die Konstruktivisten *werden* Nationen zu echten Gemeinschaften. Eigentlich wird der Nationalismus gar nicht von Nationen erzeugt, so Brubaker, sondern von politischen Kontexten. Kontext bildet alles, und als Kontext, als Funktion, sollten die Gegenstände analysiert werden.

In den letzten zwanzig Jahren habe ich immer wieder neu lernen müs-

sen, was Sie, meine Damen und Herren von „Geschichte und Region/Storia e Regione“ schon längst wussten. Wenn man den Nationalismus innerhalb des besonderen Kontextes einer bestimmten Region, oder einer Ortschaft betrachtet, hat man einen wichtigen Schlüssel zu seiner Dekonstruktion schon gefunden.

Wenn wir zum Beispiel die Region statt die Nation als Thema nehmen, verstehen wir schnell, wie leer die aufgeblasenen Ansprüche der Nation in Wirklichkeit sind. Die Regionalgeschichte hat es viel leichter gemacht, die disjunktiven Stellen zwischen menschlichen Erfahrungen und auferlegten Kategorien, wie die Nation, zu klären. Denn die Regionalgeschichte pflegt eine historische Praxis, die ihren Forschungsgegenstand bewusst in Abgrenzung von Nation oder Staat definiert. Das ist für die Nationalismusforschung sehr nützlich, solange die Region die Nation als Fetisch nicht einfach ersetzt. Aus der regionalhistorischen Forschung sind in letzter Zeit einige der besten Studien zum Nationalismus hervorgegangen. Noch wichtiger wäre die Lokalgeschichte. Wünschenswert wäre eine Nationalismusgeschichte, die die verschiedenen Ebenen gleichzeitig behandelt. Um ein tieferes Verständnis der verschiedenen Bedeutungen des Nationalismus zu gewinnen, müssen wir seine Dynamik im Dorf erforschen. Solche Lokalstudien haben immer wieder gezeigt, dass nicht nur der genaue Inhalt des Nationalismus sondern auch seine Funktion, sich von den Behauptungen der Nationalisten wesentlich unterschieden haben. Aber hier muss der Historiker aufpassen, das Dorf nicht einfach als möglichen Ort des Nicht-National-Seins zu mythologisieren. Im Dorf fördert die Konstruierung des Nationalismus eine Beachtung der kleinen Ortsangelegenheiten, um eine Bedeutung, eine Resonanz unter dem Dorfpublikum zu ermöglichen.

Meine Forschungen zum Deutschnationalismus an der Sprachgrenze um die Jahrhundertwende zeigen, dass der Inhalt der nationalen Ideologien, den Dorfbewohner und seine Welt ganz gezielt ansprechen musste, um überzeugend zu wirken. Wir vergessen oft, dass das vor 1918 kaum erfolgreich geschah. Denn die Annahme, es gebe eine große deutsche Gemeinschaft, eine „Imagined Community“, die die Deutschen von Vorarlberg bis in die Bukowina umfasste, hat selten einen Niederschlag auf die Dorfbewohner und ihre Weltanschauung gehabt. Wenn wir uns die von den Nationalisten selbst erzählten Geschichten genau betrachten, ist häufig eine große Enttäuschung der Nationalisten über die hartnäckige ländliche Bevölkerung zu erkennen. Die deutschsprachigen Ortschaften wurden einfach weder deutschnational noch „deutsch“. Verzweifelt lauten die Klagen der Nationalisten in seltenen Momenten der Ehrlichkeit

über diese blöde deutschsprachige Bevölkerung, die nie lernen würde deutsch-national zu sein.

Aber für zahlreiche Sozialwissenschaftler bildeten deutschsprachige oder tschechischsprachige Bevölkerungen schon eine Art passive Vornation. Der Begriff „Ethnizität“, ist eine amerikanische Erfindung der Nachkriegszeit, die nach Europa importiert wurde, um besser erklären zu können, warum sich in einer sprachlich gemischten Gesellschaft, manche Gruppen später zu einer Nation, manche aber zu einer anderen Nation bekannten. Im Grunde genommen ist dieser Begriff nichts anderes als die „konstruktivistische Version“ der (essentialisierenden) Theorie der schlummernden Nationen, die von Nationalisten im 19. Jh. eifrig vertreten wurde. Die sogenannten Konstruktivisten behaupten, ihre Erklärung der Erfindung der Nation, sei von jeder verderblichen Spur der Essentialisierung frei. Für sie bilden die Industrialisierung, die Modernisierung (egal wie sie definiert wird), die Forderungen des zentralisierenden Staates und das Aufkommen von verschiedenen Massenmedien, die wichtigsten Faktoren, die den Früh-Nationalismus erklären. Aber wenn man ganz genau zwischen den Zeilen liest, erkennt man bei sonst so begabte Historikern wie Anthony Smith oder Miroslav Hroch eine ethnische Teleologie, die das Aufkommen der Nation doch auf essentialisierende Art erklärt.

Kürzlich hat Jeremy King, dessen Buch „Budweisers into Czechs and Germans“, (eine Anspielung auf Eugen Webers Klassiker „Peasants into Frenchmen“) bei Princeton University Press erschienen ist, heftige Kritik gegen diese Sozialwissenschaftler geübt. Er meinte, dass sie sich hinter einer ahistorischen Art von Essentialisierung versteckten, indem sie die Nation mit Ethnizität austauschen. Wie erklären wir überhaupt, warum manche Menschen in einem Ort tschechisch geworden sind und andere deutsch? Wir stellen uns vor, es musste eine Art unbewusste Neigung in eine Richtung gegeben haben, die in der Habsburger Monarchie normalerweise etwas mit Sprache zu tun hatte. Manche vergessen leicht, dass es viele andere wichtigere gesellschaftliche Faktoren gibt, vor allem die Frage der gesellschaftlichen Organisation, die die Wahl tschechisch oder deutsch zu werden, erklären. Der einzige Grund, warum wir sprachliche Unterschiede zu einer wichtigen Erklärung stilisieren, ist, dass die Sprache eine der wenigen Formen von sozialer Differenz ausmachte, die der österreichische Staat gesetzlich anerkannte, und die dann von Politikern begeistert aufgenommen wurde.

Sagt der Sprachgebrauch eigentlich Wesentliches über die spätere Nationalidentität aus? Viele interessante Lokalstudien, und nicht alle unbedingt neu, behaupten, dass er eigentlich wenig aussagt. Der Grund,

warum ein Mensch, eine Familie, oder ein Ort in Böhmen auf Dauer deutsch oder tschechisch wurde, hatte wenig mit „ursprünglichem“ Sprachgebrauch an und für sich zu tun. Schon 1981 wurde das in Gary Cohens Geschichte des Deutschen Prag klar aufgezeigt. Die Arbeit von Karl Bähm über Sprache, Identität und Arbeiterklasse in Böhmen, oder Kings Budweis-Studie zeigen wie sehr sich die Nationalismustheorie in diesem Punkt geirrt hat.

Noch einen wichtigen Ansatz, der uns erklären hilft, wie und warum manche Ortstraditionen im nationalistischen Sinn neu verstanden werden, liefert der Historiker Prasenjit Duara. Duara, der über China im 18. Jh. schreibt, behauptet, dass die Idee des Nationalstaats von Sozialwissenschaftlern implizit tief mit einer moralischen Qualität gefärbt wird. Diese Moralisierung hat ihren Ursprung im Glauben, dass die Nation eine progressive Entwicklung der Weltgeschichte darstelle. In seinen China-Forschungen kritisiert Duara die Art, wie der nationale Staat immer wieder von Wissenschaftlern in ihren Forschungen als einmalige moderne Erscheinungsform der Gemeinschaft privilegiert wird, eine Erscheinungsform die ihre „Stelle in binären Oppositionen findet zwischen Kaiserreich und Nation, Tradition und Moderne, zwischen Zentrum und Peripherie.“ (Duara, S. 15). Sozialwissenschaftler verstehen frühere Beispiele der Kollektivität als Teil-Interessen, die nur sich selber in der Geschichte aber nie eine ganze Gemeinschaft darstellen können. Während die Nation innerhalb ihrer Grenzen ein universelles Kollektiv darstellt.

Ferner bringt Duara die Frage der Modernität des Nationalismus mit einer weiteren Kritik an die Theorie der Nation auf die Tagesordnung. „Indem sie die moderne Gesellschaft privilegieren, als einzige gesellschaftliche Form, die imstande ist, politisches Selbstbewusstsein zu erzeugen“, glauben Sozialwissenschaftler, die nationale Identität sei eine besondere, moderne Form des Bewusstseins. Duaras Arbeit zeigt auf, dass auch Mythos und orale Tradition und nicht nur die Printmedien die Teilnahme verschiedener gesellschaftlicher Gruppen an der größeren Gemeinschaftsform vermitteln können. Die Terminologie der Nation mag vielleicht neu sein, aber wenn wir den Nationalismus als politisches Feld betrachten, und nicht als etwas Substantives, dann verstehen wir viel besser, dass diese Phänomene weder unbedingt modern, noch unvergleichlich sind.

Ich bin normalerweise kein Funktionalist, aber in diesem Fall finde ich, dass es viel mehr bringt, den Nationalismus in seiner Funktion und nicht als besondere Erscheinung der Moderne zu betrachten. Und wenn wir beides, Nation und Nationalismus, so analysieren wollen, dann müs-

sen wir zurück ins Dorf, in die Region, um überhaupt verstehen zu können, wie diese Erscheinungen funktionierten, was genau sie den verschiedenen Gruppen im jeweiligen Kontext bedeuteten. Nationalistische Krawalle in den Straßen der Großstädte, nationalistische Rhetorik im Parlament und in den Landtagen, nationalistische Publizistik – all das hat uns vom wichtigsten Punkt abgelenkt. Seit es sie gibt, sind Nationalisten sehr laut und sehr aggressiv. Wir sollten aber ihre Erfolge, ihre Fähigkeiten, die diverse Medien und öffentlichen Institutionen im 20. Jahrhundert so schnell zu dominieren, nicht mit dem Wahrheitsgehalt ihrer Behauptungen verwechseln.

#### Zitierte Literatur:

Zigmunt BAUMAN, *Modernity and the Holocaust*, Cornell 1989

Rogers BRUBAKER, *Nationalism Reframed. Nationhood and the National Question in the New Europe*, Cambridge 1996

Rogers BRUBAKER, „Ethnicity without Groups“. In: *Archives Européennes de Sociologie*, May 2002

Gary B. COHEN, *The Politics of Ethnic Survival: Germans in Prague, 1861–1914*, Princeton 1981

Prasenjit DUARA, *Rescuing History from the Nation: Questioning Narratives of Modern China*, Chicago 1995

Prasenjit DUARA, „Historicizing National Identity, or Who Imagines What and When. In: Geoff ELEY/Ronald Grigor SUNY (Hg.), *Becoming National. A Reader*, Oxford 1996, S. 151–178

Michel FOUCAULT (Hg.), *Herculine Barbin: being the recently discovered memoirs of a nineteenth-Century French Hermaphrodite*, New York 1980

Jeremy KING, *Budweisers into Czechs and Germans. A Local history of Bohemian Politics, 1848–1948*, Princeton 2002

Jeremy KING, „The Nationalization of East Central Europe: Ethnicism, Ethnicity, and Beyond“. In: Nancy WINGFIELD/Maria BUCUR (Hg.), *Staging the Past. The Politics of Commemoration in Habsburg Central Europe, 1848 to the Present*, Purdue 2001, S. 112–152

Eugen WEBER, *Peasants into Frenchmen: The Modernization of Rural France*, Stanford 1976

